

SWR2 Musikstunde

## Komponieren – Keine 40 Stunden-Woche (1/5)

Von Torsten Möller

Sendung vom 4. September 2023

Redaktion: Dr. Ulla Zierau

Produktion: SWR 2023

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter [www.SWR2.de](http://www.SWR2.de) und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören:

---

### Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

---

### Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: [www.swr2.de/app](http://www.swr2.de/app)

Mein Name ist Torsten Möller – ich wünsche Ihnen einen guten Tag. Beginn einer Arbeitswoche, das heißt: Mails checken, ärgste Baustellen beseitigen, danach in die Besprechung, Perspektiven entwickeln, Pläne machen. Jeder hat sein eigenes Metier. Berufsbilder sind so vielfältig, wie unsere Welt halt so ist: Manche gehen als Pfleger ins Krankenhaus, Lehrer in die Schule, Elektriker zum nächsten Kunden mit Kurzschluss. Auch Komponisten und Komponistinnen haben „zündende Funken“, also Geistesblitze, nun ja, so sagt man zumindest.

Eine 40-Stunden Woche ist mühsam – das wohl verdiente Wochenende wird ersehnt, der nächste Urlaub schon geplant. Ja, so ist es wohl mit den heutigen Arbeitszyklen, Routine halt, manche sagen: So dreht sich das Hamsterrad im kapitalistischen Getriebe – und blicken voller Neid auf sich frei entfaltende Kreative, auf Freiberufler. Und da sind wir eben auch bei der Musik, bei Komponisten, bei Interpreten, Musikjournalisten wie meiner Wenigkeit. Alltag sieht in diesen Sphären in der Tat anders aus. Dienst nach Vorschrift muss nicht sein, Aufschieben ist erlaubt, aber Fünfe gerade sein zu lassen, ist nicht immer gesund. Der Tag wird kommen, wo die Abgabe der Partitur oder des Skripts ansteht – und Nacharbeit mit hoch dosiertem Koffein-Input ist nicht auf Dauer zu empfehlen. Stress kann auch die Unsicherheit machen. Um die 20 000 Euro pro Jahr verdienen heutige Komponisten und Komponistinnen – zumindest sagt das die Statistik der Künstlersozialkasse. Das wären circa 1600 Euro pro Monat, wohlgemerkt vor Steuern. Wohnen in Stuttgart, Berlin, Hamburg oder München ist da schon gar nicht mehr so einfach. Geschweige denn: Sich Kaviar oder ein Fußballteam zu kaufen, wovon schon Pink Floyd 1973 singen – geradezu prophetisch, längst vor Roman Abramowitsch oder Dietrich Mateschitz, der mit Red Bull Millionen in Salzburg und Leipzig aushilft.

## **Musik 1:**

### **Roger Waters: Money**

### **Pink Floyd aus Album Dark Sides of the Moon**

### **SWR M0302663 001 Ab Text, ca. 39''**

Money, Money, Money – Pink Floyd besingen das Geld, auch Abba oder die Dire Straits. Ob Dire Straits in ihrem Hit *Money for Nothing* schon ans Grundeinkommen dachten? Eher zu bezweifeln. Aber heute ist das Thema ja durchaus diskutabel, wo nach der Automatisierung nun Künstliche Intelligenzen die Arbeit machen sollen. Eine Symphonie Franz Schuberts hat die KI ja schon zu Ende komponiert, im wahrsten Sinne des Wortes „componere“ neu zusammengesetzt mit Versatzstücken aus Schuberts eigenhändig geschriebenem Oeuvre. Franz Schubert degradiert zum bloßen Vorarbeiter? Natürlich eine seltsame Vorstellung, die irgendwo apokalyptisch klingt und

durchaus beängstigend. Witzig ist jedenfalls, dass Schubert wie Pink Floyd schon einen Wink in die Zukunft geben. Der Biograph Otto Erich Deutsch schreibt, dass Schubert „glaubte, nur als freier Künstler leben zu können, und meinte, dass ihn eigentlich der Staat erhalten müsste, denn er sei für nichts als zum Komponieren auf der Welt.“ Na, es wird nichts draus. Auch ein Franz Schubert muss arbeiten, und er tut es in schöner Regelmäßigkeit. Im Sommer beginnt er um sechs Uhr mit dem Töne setzen, im Winter um sieben Uhr. Später, als er oft erst um Mitternacht schlafen geht, verschiebt es sich ein wenig nach hinten: Um sieben steht er da im Sommer auf, im kalten Winter um 9 Uhr – mit Ausnahmen. Seine Einkünfte sind unregelmäßig, aber zwischen 1818 und 1829 doch ausreichend, um leben zu können, auch um das ein und andere Mal Wiener Kaffeehäuser oder Gaststätten aufzusuchen.

Schuberts Kunstethos ist ausgeprägt. „Kennen Sie eine lustige Musik? Ich Nicht.“ soll er einmal einen Zeitgenossen aufgeklärt haben. Seine durch und durch düstere *Winterreise* ist gewiss nicht lustig. *Der Tod und das Mädchen*, das bekannte Streichquartett von 1824, ist auch nicht nur amüsan. Aber wenigstens bringt das Scherzo im Allegro Molto Energie ins Spiel. Es spielt das Quatuor Modigliani.

## **Musik 2:**

### **Franz Schubert:**

#### **Scherzo aus dem Streichquartett d-Moll D 810 *Der Tod und das Mädchen***

#### **Quatuor Modigliani**

#### **SWR M0682034 009, 3'46**

Das Scherzo aus Franz Schuberts Streichquartett *Der Tod und das Mädchen* mit dem Quatuor Modigliani. Mit dem Frühaufsteher Schubert beginnt eine neue Ära: Im frühen 19. Jahrhundert entsteht das bürgerlich-öffentliche Konzertleben. Nicht mehr die Kirche wie noch zu barocken, zu Johann Sebastian Bachs Zeiten, ist der Motor klassischer Musik. Auch emanzipiert sich die Musik aus den Sälen der Adelligen. Für Komponisten wie Schubert, Ludwig van Beethoven oder Robert Schumann kommen andere Tätigkeiten zum bloßen Töne setzen dazu: Verhandlungen mit Verlagen, auch mit Veranstaltern, die zuweilen zäh verlaufen, halt ganz im Sinne des kapitalistischen Spiels von Angebot und Nachfrage. Hier der selbstbewusste Komponist á la Beethoven, dort der kühl rechnende Verlagsleiter von Schott – solche Konstellationen gehen nicht immer reibungslos über die Bühne. Bände ließen sich füllen mit zähen Verhandlungen zwischen Künstler und Auftraggebern. Da vermischt sich so manchmal Privates mit dem Finanziellen – eine schwierige Sache, die in Vorwürfen enden kann: Fehlende Wertschätzung, solche Sachen! Zartere, oft auch eitle Künstler-Naturen sind halt schnell verletzt, verziehen sich in ihr Schneckenhäuschen, wenn es

um ihre ureigene Kunst geht. Andere gehen in die Offensive: Richard Strauss, der bayrische Haudegen, sieht schon zu, wie er mit seinen großen Opern zu Geld kommt. In seinem Liederzyklus *Krämerspiegel* nach Texten des Berliner Theaterkritikers Alfred Kerr heißt es:

*Die Händler und die Macher  
sind mit Profit und Schacher  
des „Helden“ Widersacher.  
Der läßt ein Wort erklingen  
wie Götz von Berlichingen.*

### **Musik 3:**

**Richard Strauss:**

**Nr. 11: Die Händler und die Macher aus *Krämerspiegel* op. 66 (TrV 236)**

**Daniel Behle (Tenor), Oliver Schnyder (Klavier)**

**M0702629 022, 1'29**

Begleitet vom schweizer Pianisten Oliver Schnyder sang Daniel Behle Richard Strauss' elftes Lied aus dem Zyklus *Krämerspiegel* – mit bekannten Zitaten, klar hörbaren Verweisen zu höchster Kunst. Kunst und Kommerz ist immer wieder ein Thema, heute wie früher, gerade auch für Richard Strauss. Die Vorgeschichte zum Liederzyklus *Krämerspiegel* spricht Bände, verrät einiges über Arbeits- und Lohnbedingungen in einer Sphäre, die die 40 Stunden-Woche ebenso wenig kennt wie den Mindestlohn. Strauss kauft sich eine Villa in Garmisch, arm ist er nicht. Für seine *Symphonia Domestica* erhält er vom Verlag Bote und Bock 35 000 Mark. Das ist mehr als sein Jahresgehalt als Berliner Hofkapellmeister, dreimal soviel wie sein Honorar für seine Symphonie *Heldenleben*. Nun ist die *Symphonia Domestica* für den Verlag nicht nur wegen des Komponisten-Honorars eine hunds- oder sauteure Sache, sondern auch, weil sie extrem groß besetzt ist und wegen der vielen Orchesterstimmen enorme Produktionskosten verursacht. Hier nun kommt der Zyklus *Krämerspiegel* ins Spiel: Bote und Bock lässt sich nämlich bei Vertragsabschluss zwölf Lieder vertraglich zusichern – als Bonusmaterial zur *Symphonia Domestica*. Sechs Lieder liefert Strauss dem Verlag, wendet sich aber danach von Liedern ab und schreibt seine großen Opern *Salome*, *Elektra* oder *Ariadne auf Naxos*. Nach jahrelanger Warterei wird der Verlag ungeduldig. Wo bleiben die übrigen Sechs Lieder? Strauss wiederum deutet das Pochen auf Vertragliches offenbar als impertinente Belästigung mit Kleinigkeiten, liefert dann aber doch die übrigen sechs Lieder, die voller Attacken sind: „Die Künstler sind die Schöpfer, ihr Unglück sind die Schröpfer“, heißt es im zehnten Lied. Im achten Lied mit dem sprechenden Titel *Von Händlern wird die Kunst bedroht* bringen die

Händler, also die Verleger der Musik den Tod (wiewohl sie doch am Nachleben der Werke ihren Anteil haben). Daniel Behle singt:

#### **Musik 4: Richard Strauss:**

##### **Nr. 8: Von Händlern wird die Kunst bedroht aus Krämerspiegel op. 66 (TrV 236)**

**Daniel Behle (Tenor), Oliver Schnyder (Klavier)**

**M0702629 019, 4'44**

Die SWR 2 Musikstunde ist keine Kritikerrunde – aber man darf doch sagen, dass es sich beim Liedzyklus *Krämerspiegel* um eine schnelle, eher lieblose Arbeit handelt. Irgendwo zwischen Lustlosigkeit, Sarkasmus und Ironie pendeln alle 12 Lieder des *Krämerspiegels* hin und her, kreuz und quer. Man merkt: Richard Strauss ist arg verstimmt – und das nicht nur wegen seines eigenen Verlegers Bote und Bock Berlin. Um 1900 sind Verhandlungen in Gang, harte Verhandlungen. Im 19. Jahrhundert war die Sache klar:

Ein Verleger bezahlt einen Komponisten, je nach standing gibt's mal mehr, mal weniger. Danach ist auch schon Schluss, das heißt, an Folgeaufführungen verdient der Komponist nichts mehr. Nun will Strauss das nicht mehr hinnehmen: Tantiemen bitte auch an den Schöpfer heißt es, und da kommt die 1915 gegründete GEMA ins Spiel, die Gesellschaft für musikalische Aufführungsrechte. Strauss hätte ja zufrieden sein können mit den neuen Konditionen, aber er sieht die GEMA als Unternehmen an, das mehr an Kommerz interessiert, ist als an der Förderung hoher Kunst. Strauss hat als Vertreter der Genossenschaft Deutsche Tonsetzer anderes im Sinn, hohe Kunst eben, und da stoßen ihm die Worte seines Berliner Verlagsleiters Hugo Bock übel auf: Die GEMA sei, so Bock, „ein Kampfmittel, das die Genossenschaft Deutsche Tonsetzer früher oder später veranlassen sollte, von ihrer einseitigen Bevorzugung der Interessen der ernstesten Komponisten gegenüber dem deutschen Musikverlag und der heiteren Produktion abzugehen.“ Im Grunde ist ja diese ganze Diskussion um E und U, um Ernste und Unterhaltungsmusik oder Kunst oder Kommerz hier schon in Gang. Nur heißen die Schlager um 1915 nicht *Atemlos* oder *Rote Rosen von Athen*, sondern: *Die Männer sind alle Verbrecher*, einst gesungen in der Operette *Wie einst im Mai*. Die Handlung: Ein Schlosserlehrling namens Fritz Jüterbog ist unsterblich verliebt in die Adlige Ottilie von Henkelshoven. Geht gar nicht, findet die reiche Familie – und so muss Ottilie ihren Vetter heiraten, was für sie auch nicht geht:

**Musik 5:**

**Walter Kollo:**

**Die Männer sind alle Verbrecher aus: Wie einst im Mai (Operette in 4 Akten)**

**Brigitte Mira (Gesang)**

**Orchester Wilfried Krüger**

**Leitung: Wilfried Krüger**

**SWR M0114352 013, 2'05**

„Der Mann trinkt Sekt im Separee, die Frau zu Haus nur Tee“. Richard Strauss ist ja mit der bayrischen Pschorr-Familie verbandelt, also eher der Biertrinker, wiewohl sein Kontostand sicher den ein und anderen Champagner verkraftet hätte. Nicht alle Komponisten heißen Beethoven oder Händel, nicht allen geht es finanziell gut. Aber: Das Bild des armen Poeten, 1839 gemalt von Carl Spitzweg, stimmt mit der Realität nur bedingt überein. Jene Komponisten, die im heutigen imaginären Museum der Musikgeschichte stehen, kommen gut über die Runden: Franz Schubert ist nicht so arm, wie es die romantische Legendenbildung will. Richard Wagner wiederum ist nicht nur ein eifriger Arbeiter, sondern ein Kohlescheffler vom Herrn. Sein Bayreuther Festspielhaus läuft wie geschmiert – eine Lizenz zum Gelddrucken, vergleichbar einer voll ausgelasteten radiologischen Praxis. Hatte Wagner in früheren Zeiten mal weniger Geld, spielt er auf der homoerotischen Klaviatur – und bekommt Geld vom Kini, also von König Ludwig dem Zweiten von Bayern. Zu den unrühmlichen Kapiteln in Wagners Leben gehört das Ausstechen der Konkurrenz. In unerträglichem, zeittypisch antisemitischem Jargon attackiert er jenen Giacomo Meyerbeer, der ihn in den 1840er Jahren noch finanziell unterstützt hatte. An seinen Schwiegervater Franz Liszt schreibt Wagner über Meyerbeer:

„Ich hasse ihn nicht, aber er ist mir grenzenlos zuwider. Dieser ewig liebenswürdige, gefällige Mensch erinnert mich, da er sich noch den Anschein gab, mich zu protegieren, an die unklarste, fast möchte ich sagen lasterhafteste Periode meines Lebens.“ Zu manch anderen Rivalitäten, zu unkollegialem Verhalten oder gar Neid kommen wir noch in unserer SWR 2 Musikstunde. Hier nun erstmal die Ouvertüre zur Oper *Les Huguenots*, die Hugenotten, von Giacomo Meyerbeer: 1836 uraufgeführt in Paris.

## **Musik 6:**

**Giacomo Meyerbeer:**

**Ouvertüre zur Oper Les Huguenots**

**New Philharmonia Orchestra London**

**Leitung: Richard Bonyng**

**SWR M0027987 001, 4'41**

*Les Huguenots* von Giacomo Meyerbeer, daraus die Ouvertüre gespielt vom New Philharmonia Orchestra London unter der Leitung von Richard Bonyng. In heutigem soziologischem Jargon heißt es, Akteure bewegen sich in einem Feld - wie auch die Katholiken und die französischen Protestanten, also die Hugenotten, in Meyerbeers Oper. Es geht nicht alles, das Individuum ist eingebunden in gesellschaftliche Konstellationen, auch in unausgesprochene religiöse Konventionen. Kompromisse allerorten – und die Dinge werden im frühen 19. Jahrhundert komplexer. Hier das „stahlharte Gehäuse des Kapitalismus“, von dem der bekannte Soziologe Max Weber spricht, dort die Gefühlskultur des 19. Jahrhunderts – und mit den Polarisierungen könnte man weiter machen: hier die Kritiker, dort die Konkurrenz, hier der Auftraggeber, dort die Interpreten, hier der Verlag, dort die Mäzene.

Wer sich als Komponist in einem solchen Feld bewegt, braucht starke Nerven und Selbstbewusstsein. Nicht jeder ist dem Druck gewachsen – und so manche Alkohol-Exzesse sind auch so etwas wie ein Überdrucksventil. Robert Schumann frönt so manches Mal den „Knillitäten“, wie er seine Räusche zu nennen pflegt. Wach wird er manchmal unter dem Flügel, fühlt sich aber im Katerzustand gar nicht so schlecht. Seine Phantasie sei am Tag nach dem Suff schwebender und erhöhter, berichtet Schumann. Jaja, der Teufel Alkohol, er treibt unter vielen Komponisten sein Unwesen. Der Mann trinkt Sekt im Separee, vielleicht liegt doch eine Spur Wahrheit in der Operette *Wie einst im Mai?* Manche, sagen wir, Lebensgewohnheiten sind schon besonders in der Kunst verbreitet – Musiker, Komponisten, auch bekannte Maler können es sich leisten. Im Grunde ist es ja wie heute: Nach dem Konzert noch etwas Gesellschaft, Kontakte pflegen und potentielle Auftraggeber umgarnen. Eine Auflistung von Robert Schumanns Freunden und Förderern liest sich wie ein who's who der Musikgeschichte: Felix Mendelssohn Bartholdy ist zum Beispiel ein sehr enger Freund Robert Schumanns – praktisch insofern, da Mendelssohn ein äußerst einflussreicher Akteur ist in seiner Eigenschaft als Leipziger Gewandhausdirektor. Nach Argwohn soll es nun nicht klingen, wenn just der Freund Schumann, also Mendelssohn, das Klavierkonzert Clara Schumanns dirigiert im Jahr 1835. Es ist ja ein Grund zur Freude, dass ein Werk einer Frau mal gespielt wird im männerdominierten 19. Jahrhunderts. Hören wir den zweiten Satz des einzigen Konzerts von Clara

Schumann – eine schöne Romanze im Andante und in Form eines Duets von Klavier und Cello. An den Tasten: Beatrice Rana, Yannik Nézet-Séguin leitet das Chamber Orchestra of Europe

**Musik 7:**

**Clara Schumann:**

**2. Satz: Romanze aus dem Klavierkonzert a-Moll op. 7**

**Beatrice Rana (Klavier)**

**Chamber Orchestra of Europe, Leitung: Yannick Nézet-Séguin**

**SWR M0702756 002, 4'45**

Clara Schumanns Romanze, der zweite Satz aus ihrem einzigen Klavierkonzert. Die Frauenrollen sind im 19. Jahrhundert klar definiert und auf zwei Nenner zu bringen: Küche und Kinder – und die Männer profitieren davon. Vor der Industrialisierung wird zu Hause gearbeitet, nun, mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert kommt es zur Trennung von Arbeitsplatz und Wohnort. Männer gehen in die Fabrik, die Frau bleibt zuhause. In Künstlerkreisen sieht es etwas anders aus, aber die Rollenverteilung ist auch hier klar: Der Mann braucht Ruhe bei der Arbeit oder er geht auf Reise, die Frau bleibt daheim am Herd, hält dem Ehemann den Rücken frei. Noch mehr als die erfolgreiche Pianistin Clara Schumann hat die Tochter aus gutem Hause, Fanny Hensel mit Unterdrückung zu kämpfen. Schon ihr Vater Abraham Mendelssohn, mahnt die erst 15-Jährige eindringlich. Für seinen geliebten Sohn Felix Mendelssohn könne die Musik ja zum Beruf werden, für Fanny hingegen kann Musik, so der Vater, „stets nur Zierde, immer Bildungsmittel, Grundbass Deines Seins und Tuns werden.“ Und imperativ unterfüttert heißt es später: „Beharre in dieser Gesinnung und diesem Betragen. Sie sind weiblich und nur das Weibliche ziert und belohnt die Frauen.“ Ihr Bruder Felix Mendelssohn Bartholdy schlägt ähnliche Töne an: „Wenn sich Fanny aus eigenem Antriebe oder Wilhelm Hensel zu Gefallen entschließt, bin ich, wie gesagt, bereit, ihr behülflich zu sein, soviel ich nur vermag, aber ermuntern zu etwas, das ich nicht für recht halte, das kann ich nicht.“ Von familiären Einsprüchen lässt sich Fanny Hensel nicht kleinkriegen. An den befreundeten Diplomaten und Schriftsteller Carl Klingemann schreibt sie: „Dass man übrigens seine elende Weibsnatur jeden Tag, auf jedem Schritt seines Lebens von den Herren der Schöpfung vorgerückt bekommt, ist ein Punkt, der einen in Wuth, und somit um die Weiblichkeit bringen könnte, wenn nicht dadurch das Übel ärger würde.“ Dass letztlich doch ein großer Fundus von Werken entsteht, ist auch ihrem Mann Wilhelm Hensel zu verdanken. Er ist Maler und Schriftsteller – und hat offenbar Verständnis für seine komponierende Frau, die selbstbewusst genug ist, auch das dramatische Terrain Ludwig van Beethovens zu betreten. Das Trio für Violine, Cello und Klavier, komponiert Fanny Hensel 1847. Daraus: das Finale, in liedhaftem, und durchaus dramatischem Ausdruck mit dem Trio Vivente

## **Musik 8:**

### **Fanny Hensel:**

#### **4. Satz: Finale. Allegro moderato aus dem Klaviertrio d-Moll op. 11**

#### **Trio Vivente**

#### **M0328293004, 5'25**

Von Fanny Hensel hörten wir das Finale aus ihrem Trio für Violine, Cello und Klavier. Mit der Idealisierung einer Ehe sollte man vorsichtig sein – wer weiß schon, was im Privaten vor sich geht, was in Jahrzehnten alles vor sich geht und: letztlich sind es ja auch immer die „schweren Zeiten“, die zu überstehen sind. Die SWR2 Musikstunde ist keine Eheberatung – und so komme ich zurück zu Fanny und Wilhelm Hensel, die zumindest laut Überlieferung eine gute Ehe führen. Der Sohn Sebastian Ludwig Felix kommt 1830 zur Welt – angesichts einer sehr hohen Säuglingssterblichkeit ist Fanny Hensel froh, dass alles gut geht. Aber: Sie schreibt in ihren Briefen immer wieder davon, dass sie sich derart belastet um ihre Kunst, ihre Musik. Eine Familie muss sie mit ihrer Kunst nicht ernähren, anders als die Pianistin Clara Schumann. Aber dennoch stellen sich für Fanny Hensel Fragen: Hat sie genug Zeit? Wie steht das Berliner Milieu zu ihren Ambitionen? Ihr einstiger Lehrer Carl Friedrich Zelter lobt zumindest die Pianistin Fanny Hensel – sie spiele „wie ein Mann“, schreibt er an Wolfgang Goethe (was heute chauvinistisch schräg klingt, damals aber als pures Lob durchgeht). Zelter jedenfalls, und vor allem auch ihr Mann Wilhelm Hensel unterstützen Fanny Hensel, so gut es geht. Selbst unmittelbar nach der Geburt des Sohnes ist die frische Mutter künstlerisch derart aktiv, dass der Eindruck eines „Jetzt erst Recht!“ entsteht. Kurz nach der Geburt des Sohnes komponiert Fanny das Lied *Hero und Leander* nach Motiven aus der griechischen Mythologie – ihr Mann Wilhelm schrieb den Text. Morgen geht es weiter in der SWR 2 Musikstunde: Mit den Sonntagsmusiken Fanny Hensels, mit Kennern und Liebhabern, mit Strukturen des Musiklebens, die schon mal untergehen, wenn nur von den „großen Komponisten“ und ihren göttlichen Eingebungen die Rede ist. Vielleicht sind sie wieder dabei – es würde mich freuen. Mit Fanny Hensels Lied *Hero und Leander* sage ich, Torsten Möller, nun erstmal Tschüss. Chenn Reis singt den Sopran, das Jewish Chamber Orchestra spielt unter der Leitung von Daniel Grossmann.

**Musik 9**

**Fanny Hensel:**

**Hero und Leander, Dramatische Szene für Sopran und Orchester**

**Chenn Reiss (Sopran)**

**Jewish Chamber Orchestra München, Leitung: Daniel Grossmann**

**SWR M0685001 013, 8'30**